



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sybel über die Gründung des Reiches. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fideikommiſſe oder Majorate und Rentengüter zu ſchaffen, geboten würde, wäre kaum zu erwarten, daß davon in zahlreichen Fällen Gebrauch gemacht werden würde, ſo lange nicht durch Eingreifen des Reiches eine wirkliche Bewegung in die Sache gebracht würde. Eine ſolche Bewegung herbeizuführen, hat das Reichsland ſelbſt nicht genügende Macht und Mittel. Erſt wenn die Sache vom Reiche als eine große nationale Aufgabe anerkannt ſein wird, können wir das Eintreten einer ſolchen Bewegung hoffen. Biſ dahin aber möge man die Sache auf ſich beruhen laſſen, einzelne Einwanderer durch Feſthalten an der vom Statthalter Fürſten von Hohenlohe vertretenen Leitung der Landesangelegenheiten im deutſchen Sinne aufmuntern, aber vor genoffenſchaftlichen Unternehmungen auf der Hut ſein, die nur aus der Sachlage Gewinn ziehen wollen. Nichts wäre für die nationale Sache mißlicher als Unternehmungen ohne Ausſicht auf Erfolg.



Sybel über die Gründung des Reiches

2



er zweite Band des Sybelschen Werkes iſt bedeutend reicher an neuen Thatſachen und Urteilen als der erſte, während die Darſtellung ſich durch dieſelben Vorzüge, beſonders durch wirksame Anordnung des Stoffes, lichtvolle Anſchaulichkeit der Vorgänge und treffende Charakterſchilderungen auszeichnet. Gleich das erſte Kapitel des fünften Buches, worin über die Warſchauer Geſpräche Graf Brandenburgs mit den Kaiſern Nikolaus und Franz Joſef ſowie mit Schwarzenberg und dann von den Berliner Entſchlüſſen in der Frage, ob Krieg oder Frieden, berichtet wird, zerſtört durch völlig neue Beleuchtung dieſer Entwicklung der großen Kriſis die Mythe, die biſher von ihr im Umlaufe war. Brandenburg wurde, ſo lautete die Überlieferung, vom Zaren mit ſchönem Übermut empfangen, in hochfahrender Weiſe wurden ihm demütigende Bedingungen angeſonnen, geiſtig und körperlich angegriffen kam er nach Berlin zurück, gegen ſeine Überzeugung fügte er ſich den friedfertigen Wünſchen des Königs, dem Radowiz dabei zur Seite ſtand, und wenige Tage darauf ſtarb er an gebrochnem Herzen, nachdem er in Fieberphantasien nach Helm und Schwert gerufen hatte. Sybel weiſt in ſehr ausführlicher Darlegung überzeugend nach, daß der Hauptinhalt und die ganze Tendenz dieſer Legende in entſchiedenſtem Gegenſatze zu den geſchichtlichen Thatſachen ſtehen, und daß gerade Brandenburg der preußiſchen Politik in dem Augenblicke, wo ein endgiltiger Beſchluß zu faſſen war, die Wendung zur Nachgiebigkeit gegeben hat.

Nadowitz sprach sich in der betreffenden Beratung der Minister mit dem Könige bestimmt und fest für den Krieg aus und beharrte, von Ladenberg und von der Heydt unterstützt, bei dieser Ansicht, der König war anfangs für einen Mittelweg: er wollte sofort mobil machen, gleichzeitig aber mit Österreich weiter verhandeln und erklären, daß Preußen die Verfassung vom 26. Mai nicht ausführen wolle und in Kurhessen nicht feindlich auftreten, sondern sich auf die Besetzung der Struppenstraßen und des dazwischen liegenden Landes beschränken, in Holstein aber der Statthalterschaft den Schutz Preußens aufkündigen werde, wenn sie sich nicht aller Feindseligkeit gegen die Dänen enthalte, endlich in Wien die Mobilmachung lediglich als Maßregel gegen einen Angriff auf die preußischen Grenzen darstellen lassen. Dann aber folgte eine überraschende Wendung. Wollte er hinzufügen, das Ministerium diesen Weg nicht gehen, sondern nach Brandenburgs Vorschlag in Wien friedliche Unterhandlungen ohne Mobilmachung führen, so werde er sich nicht von ihm trennen, er solle dann freie Hand haben, aber auch die Verantwortlichkeit dafür allein tragen. Brandenburg, mit dem die Mehrheit seiner Amtsgenossen ging, erklärte seine Meinung nicht ändern zu können, Nadowitz sprach im Namen der Minderheit ein ebenso festes Beharren bei seiner Ansicht aus, und nun erklärte der König, er sei zwar mit der Meinung der Minderheit ganz einverstanden, werde aber die Mehrheit beibehalten und sie gewähren lassen, nur wünsche er, daß sie ihren nach seiner Überzeugung verderblichen Beschluß nicht zu bereuen haben möge. Nadowitz, Ladenberg und von der Heydt reichten darauf ihre Entlassung ein.

In den folgenden drei Kapiteln schildert nun der Verfasser die ferneren Strecken des Weges zur Wiederherstellung der alten Verfassung Deutschlands, das Olmüzer Übereinkommen, die Dresdner Konferenzen und die Thätigkeit des erneuerten Bundestages bis Ende März 1852, wobei wieder mancherlei interessante Mitteilungen aus amtlichen Quellen unsre Kenntnis erweitern. Im sechsten Buche, das hauptsächlich Deutschland unter dem Einflusse des Krimkrieges, dann den Dualismus im Bunde, Zollvereinsangelegenheiten, den Thronwechsel und den Staatsstreich in Hannover sowie andre gleichzeitige Ereignisse und Verhältnisse behandelt, tritt zuerst Bismarck auf, von dem ein vortreffliches Charakterbild gegeben wird. Dabei fügt Sybel einige Stellen der „größtenteils von ihm redigirten Einleitung zu der Archivpublikation »Preußen im Bundestage« ein,“ was wir, da deren Herausgeber, Ritter von Poschinger, diese Mitarbeiterschaft verschweigen zu dürfen geglaubt hat, billigerweise hier verzeichnen müssen. Von Bismarck heißt es in der Sybelschen Zeichnung u. a.: „Er stand damals [als er am 29. August 1851 mit seinem Eintritt in den Kreis der Bundestagsgesandten den ersten Schritt auf einer Laufbahn von weltgeschichtlicher Bedeutung that] in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und

Sinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen. In jedem Gespräche war er erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Überlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war größtenteils der eines Autodidakten gewesen. Schon als Knabe hatte er eifrig Geographie getrieben, welche Wissenschaft sich damals noch nicht zu dem modernen Konglomerate von Bruchstücken aller Naturwissenschaften entfaltet hatte, sondern sich wesentlich mit der Verteilung und den äußern Zuständen der Menschen in den verschiedenen Ländern befaßte. Bismarck pflegte gern zu erzählen, wie früh ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiedenen Landesgrenzen die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei. Vor allem aber widmete er sich, wie nach einem Vorgefühle des künftigen Wirkens, historischen Studien. Nach der eignen weitem Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Kommentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Aktion sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausche über die Grenze des Erreichbaren hinauszuschweifen.“ Nach den Studentenjahren widmete sich Bismarck kurze Zeit dem Dienste in der Verwaltung, und als ihm hier die Luft zu eng wurde, kehrte er ins Freie und Grüne, auf ein Gut seiner Familie zurück, wo er sich als rüstigen Jäger, kühnen Reiter und mächtigen Zecher, aber zugleich als tüchtigen Verwalter seines Landbesitzes zeigte und auf dem Grunde einer ernsten Religiosität sein inneres Leben reicher, tiefer und klarer gestaltete, bis ihn bewegtere Jahre der Politik zuführten. Im Vereinigten Landtage von 1847 sehen wir ihn die königlichen Absichten verteidigen, und zwar ließ er schon bei diesem ersten Auftreten auf parlamentarischem Felde seine Beherrschung der Sprache und seine unversiegbliche Schlagfertigkeit in der Erwiderung auf Einwürfe der Gegner bewundern und zeigte schon jetzt, daß seine Gedanken über die Grenzen des Staates hinausgingen und dessen Stellung zum Auslande auch bei innern Fragen ins Auge faßten. „Als dann im folgenden Jahre die Wogen der Revolution über Preußen zusammenschlugen und eine wüste Anarchie Berlin erfüllte, wallte sein königstreues Blut heftig auf, und er wurde einer der streitbarsten Genossen der Kreuzzeitungspartei.“ Allmählich bildete sich jetzt auch ein näheres persönliches Verhältnis zum Könige, der seine frühern Landtagsreden über den christlichen Staat und das Königtum von Gottes Gnaden mit Wohlgefallen bemerkt hatte und, obwohl Menschenkenntnis sonst nicht seine starke Seite war, Bismarcks geniale Begabung empfand und sich auf diese Wahrnehmung hin vorsetzte, ihn zu einer großen Rolle selbst auszubilden. „Er hielt mich — sagte Bismarck später — für ein Ei, aus

dem er einen Minister ausbrüten wollte.“ Er überraschte ihn also durch die Sendung nach Frankfurt, als auf eine hohe Schule der Diplomatie, wo damals alle Fäden der deutschen Politik zusammenliefen. „Ganz im Sinne Friedrich Wilhelms hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend (eine feine Bemerkung Sybels!), wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte. Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in eine ihm fremde Welt und hatte manche Kenntnis von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientirt hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seine politische Meisterschaft. Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufs ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blicke für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals verfallende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens. Ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thukydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur das Erforderliche sofort zu treffen. Alle diese Züge werden bereits in seiner Frankfurter Korrespondenz [von der wir sehr wichtige Teile durch Poschingers Abdrücke kennen, während andre bedeutende, z. B. die Briefe an Leopold von Gerlach, auch Sybel wohl nicht zugänglich gewesen sind, da sie von der Familie des Empfängers verwahrt werden] gleich deutlich wie in seinem spätern Wirken auf höherer Stufe sichtbar. Überall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Zieles, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen und dabei den festen Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatfächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich zum [?] Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: Der junge Schönhäuser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein, schrieb aber dann sein »Einverstanden« unter den Bericht.“

Wieder sehr feine und wahre Bemerkungen sind es, wenn der Verfasser in seiner Charakterschilderung fortfährt: „Durch die Frühreise des Talents und die indirekte Beherrschung des Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint neben der Ähnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen den beiden

Männern. Statt der kolossalen, jedes andre Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korinthischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingebung an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Verufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben [und, fügen wir hinzu, dadurch ganz Deutschland], jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe. War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt im prägnantesten Sinne des Wortes Diener des Staates. Gegen dessen Anforderungen trat jede andre Rücksicht in den Hintergrund. Fragen von höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Prinzipien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, sodasß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalteten. Wenn ferner Friedrich der Große, der ein ganzes Leben dem harten Dienste des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Überzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft sei, so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, war doch immer seine erste und letzte Frage, inwieweit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszwecke nütze. Er, der weiter als irgend ein Mensch vom religiösen Indifferentismus entfernt war, warnte wiederholt seine ehemaligen Parteigenossen vor der damals üblichen Verquickung von Politik und Kirchentum. Ihr predigt damit, war sein Wort, die Menschen nicht in die Kirche herein, sondern aus der Kirche hinaus und schadet dem Staate, indem ihr dem Volke seine Religion verleidet. Den Widersachern Preußens im Bundestage war natürlich ein solcher Mann höchst unbequem, ein Kollege, der alle Waffen der Polemik als Virtuose handhabte, keine Überhebung des Gegners ungerügt, keine Blöße unbenutzt ließ und sehr bald den Ruf gewann, es sei gefährlich, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Die korrekten Diplomaten, nicht bloß die in Frankfurt, klagten, daß er oft so hurschikos aufträte, oder wunderten sich, daß er höchst unbefangenen die Haltung des künftigen Ministers schon jetzt annehme. Anfangs zwar zeigte er sich den Amtsgenossen im Bundestage durchaus entgegenkommend und auf gutes Einvernehmen bedacht. Denn nicht als grundsätzlicher Gegner Österreichs war er nach Frankfurt gekommen; im Gegenteil, bei seinem ganzen bisherigen Verhalten war er von der Notwendigkeit eines festen Zusammengehens Preußens mit der andern Großmacht im Bunde ausgegangen. Demzufolge bemühte er sich auch im Bundestage, jede etwa auftauchende Meinungsverschiedenheit durch vertrauliches Benehmen mit dem Präsidialgesandten, Grafen Thun, auszugleichen, damit nicht den kleinen Staaten [und den ausländischen

Nachbarn] das Schauspiel einer Spaltung zwischen den beiden Großmächten gegeben werde. Aber nur zu bald mußte er sich überzeugen, daß die wesentliche Voraussetzung dieses Strebens, die Gegenseitigkeit, fehle, und daß auf eine Anerkennung der preußischen Gleichberechtigung durch Österreich bei der Stellung der beiden Höfe nie zu hoffen sei. Damit war seine fernere Haltung entschieden. Er war zum Widerstand bis an die äußerste Grenze, ja über diese hinaus, bis zum Bruche des Bundes, entschlossen, ehe er eine Schädigung der Würde und des guten Rechtes Preußens gestatten wollte."

Die nächsten Seiten des Werkes zeigen, wie bald sich Gelegenheit zur Bethätigung dieser Vorsätze fand. Dann erzählt uns der Verfasser, meist wieder auf Grund amtlicher Schriftstücke und oft in neuen Mitteilungen, die Geschichte des Krimkriegs, namentlich so weit er Deutschland in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Von hohem Interesse ist hier besonders das, was über den Widerstreit der Meinungen gesagt wird, der hinsichtlich Rußlands und seiner Gegner in einflußreichen Kreisen und an den entscheidenden Stellen in Preußen herrschte. Die Liberalen im Lande hofften, Rußland, den Vorkämpfer des Despotismus, unter den Streichen des vereinten Europas erliegen zu sehen. Die Gruppe von höhern Beamten, die ihr Organ im „Preußischen Wochenblatte“ hatte, befürwortete dringend ein Zusammenwirken mit den Westmächten. Bunsen, Gesandter in London, entwarf mit den dortigen Staatsmännern eine Karte Europas, worauf die russischen Grenzen stark zurückgeschoben waren. Der Kriegsminister Bonin sah keinen Grund, einem Bruche mit Rußland auszuweichen. Der Prinz von Preußen neigte auf diese Seite. Der leitende Minister Manteuffel, der den Olmüzer Vertrag durchaus nicht als Niederlage betrachtete, erkannte zwar entschieden Rußlands schweres Unrecht an, „wünschte aber nach seiner kühlen, oft apathischen Natur eine gefahrlose Politik zu machen,“ und so lag ihm der Gedanke nahe, daß eine feste Einmütigkeit Frankreichs, Englands, Österreichs und Preußens auch ohne Kriegsdrohung schließlich den Zaren zum Nachgeben bestimmen und so die Herstellung des Friedens bewirken würde. „In schneidendem Gegensatz zu dem allen stand die Gesinnung der persönlichen Umgebung des Königs, an erster Stelle des Generals von Gerlach. Hier war man kurz und bestimmt russisch, erfüllt von Verehrung vor dem großen Zaren, der 1849 Österreich und 1850 Preußen vor dem Dämon der Revolution beschirmt hätte, und der jetzt in den heiligen Kampf zöge, um das Kreuz wieder auf der Hagia Sofia zu erhöhen und Europa von der Befudlung durch den Islam zu reinigen.“ Man wollte nicht gerade für den Zaren in den Krieg stürmen, aber im übrigen alles thun, um Rußlands Stellung zu verbessern; würde jedoch die Teilnahme am Kampfe unvermeidlich, so gehöre Preußen an die Seite nicht des revolutionären Frankreich, sondern des konservativen Rußland. Bismarck stimmte mit Gerlach in dem Wunsche, einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, durchaus überein, aber aus andern

Gründen. Er erwog als Realpolitiker die Folgen eines solchen Krieges und fand, „für die Westmächte bringe der Krieg keine erhebliche Gefahr, der Sieg höchst fruchtbaren Gewinn. Auf Preußen würde die Hauptlast des Kampfes drücken, aber auch nach dem glorreichsten Siege biete sich ihm kein Vorteil. Was hätten wir im Orient zu suchen? Umso mehr hätten wir Grund, unsere freundlichen Beziehungen zu Rußland zu schonen, die in Zukunft uns vielleicht äußerst wertvoll, ja unentbehrlich werden könnten. Unser einziger Gegner und zugleich die einzige Macht, deren Einschränkung uns wirklichen Nutzen bringen könne, sei Oesterreich. Müßte durchaus gekämpft werden, so hätten wir auf die Oesterreich feindliche Seite zu treten, es wäre denn, daß der Wiener Hof uns tüchtige Einräumungen in den deutschen Angelegenheiten machte. Einsteuilen aber sei eine festbewehrte Neutralität das beste, zumal sie auch dem Wunsche aller andern deutschen Staaten entspreche.“ Jede von diesen Ansichten fand bei dem Könige „Anklang in seiner allen Eindrücken weit geöffneten Brust. Wie immer aber, wirkten auch hier auf ihn die religiösen Anschauungen noch stärker als die politischen ein. Von jeher war ihm wegen des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses England als der wertteste Bundesgenosse erschienen, aber von demselben Standpunkte aus war es ihm ein empörender Gedanke, in der Türkei viele Millionen Christen unter heidnischer Herrschaft zu erblicken, und ein göttliches Strafgericht sah er für jeden voraus, der für den Halbmond gegen das Kreuz das Schwert ziehen würde. So konnte es für ihn keine traurigere und ratlosere Wendung geben, als daß England Schritt für Schritt in ein Bündnis zugleich mit der Türkei und mit Napoleon, in den Incest, wie er sagte, mit dem Heidentum und der Revolution hineingezogen wurde, ohne daß er imstande gewesen wäre, Rußlands Verfahren als die Quelle des ganzen Unheils zu rechtfertigen. Zunächst that er, was er konnte, den offenen Bruch zu verhüten. Schon im Juni 1853 hatte er einen Vermittlungsversuch gemacht, der aber wie gewöhnlich das Unglück hatte, allen Parteien zu mißfallen. Dann stimmte er den Beschlüssen der Wiener Konferenzen zu und befürwortete sie in Petersburg. Als dies aber fehlschlug, kam er in dem Wirbel der in ihm kämpfenden Gefühle zu Entschlüssen von ganz besondrer Art. Daß er in diesem »scheußlichen« Kriege neutral bleiben wolle, stand bei ihm fest; denn mit Rußland konnte er nicht gehen, weil es Unrecht hatte, und gegen Rußland nicht, weil dies ein Kampf für Muhammed gegen Christus war. Dann aber zweifelte er nicht, daß Napoleon gegen das neutrale Preußen alle Bluthunde der Revolution loslassen und leider dafür in Deutschland nur zu viele Helfer finden würde. Um diese Gefahr zu beschwören, beschloß er, sich noch einmal in vertraulicher Weise an England zu wenden.“ Er schickte den Grafen Albert Pourtales, einen russenfeindlich gesinnten Diplomaten, dorthin und empfahl ihn dem Prinzen Albert durch ein Schreiben, in dem es u. a. hieß: „Ich werde alles thun, was Preußen vermag, um dem

Sprunge des Tigers von Westen her gewachsen zu sein, und um das arme, unglückliche, schuldige und deshalb halb stultifizierende, halb konspirierende Deutschland vor seinen Krallen zu bewahren und das gottlose, antichristliche Scheusal der Revolution zu bekämpfen. Es war mein ernstester Entschluß und aufrichtiger Wunsch, in diesen Verwicklungen auf Tod und Leben vereint mit meinem lieben England zu gehen. Wenn aber England jetzt Verderben und Tod für die Türken auf christliche Soldaten schleudert, so bricht auch dieser Lieblingswunsch zusammen." Pourtales sollte alles aufbieten, die preußische Neutralität als Gewinn für die gemeinsame Sache darzustellen; sie werde nicht unthätig, sondern stets bemüht sein, zu vermitteln und guten Vorschlägen in Rußland Eingang zu verschaffen, und wenn es schließlich zur Entscheidung komme, werde auch Preußen im Notfalle sein Gewicht in die Waagschale werfen. Um aber solche Dienste leisten zu können, müsse es begehren, daß England und auf dessen Einwirkung Frankreich die Unverletzlichkeit des preußischen und deutschen Gebietes gewährleiste und sich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten Deutschlands enthalte, und daß diese Mächte im voraus ihre Zustimmung aussprächen, falls Preußen, sei es infolge revolutionärer Bewegungen, sei es wegen entgegengesetzter Parteinahme einzelner deutscher Staaten, sich genötigt finde, aufs neue und vielleicht über das jetzige Bundesrecht hinaus die Pflichten auf sich zu nehmen, die es 1849 erfüllt habe. Die Pourtalessche Sendung blieb völlig erfolglos. Aber ebensowenig gelangen Bunsens Bemühungen, den König auf den Standpunkt der Westmächte zu ziehen, und als im Februar 1854 deren entscheidende Anfrage erging, richtete Friedrich Wilhelm zwar an seinen kaiserlichen Schwager die warme Bitte, durch Räumung der von ihm besetzten Donaufürstentümer ein kolossales Unglück von Europa fernzuhalten, lehnte aber die von den Westmächten vorgeschlagene Konvention unbedingt ab und erklärte, Preußen sei nach wie vor mit den Grundsätzen der Protokolle einverstanden, wolle sich jedoch in der Wahl der Mittel zu ihrer Verwirklichung die Hände nicht binden. Im März schrieb er dann eigenhändig an Viktoria und Napoleon, um sie eindringlich zum Frieden zu ermahnen und ihnen zu erklären, daß er selbst streng neutral bleiben werde. Sybel sagt dazu: „Denke man über seine Beweggründe, über die einzelnen Schritte und die krausen Arabesken, womit er sie dekorirte, wie man wolle, heute wird kein Unbefangener leugnen, daß die Neutralität die den Interessen des preußischen Staates von damals einzig entsprechende Politik war. Die Vorstellung, daß Preußen durch einen kräftigen Angriff auf Rußland ganz Deutschland um sich gesammelt und damit die nationale Einheit unter seiner Führung hergestellt hätte, ließe sich hören, hätte man bei einem solchen Kriege nicht zwei Bundesgenossen gehabt, welche preußische Bataillone sehr gern mit den Russen im Streite gesehen, aber jede unitarische Regung in Deutschland dann umso rücksichtsloser zertreten hätten. Nur keine deutsche Einheit, erklärte Napoleon dem Herzog von Koburg. Kein Gedanke

ist verruchter als der der deutschen Einheit, sagte Buol ebenso bestimmt wie einst Metternich. Genug, Bismarcks oben kurz wiederholte Gründe schließen jeden Zweifel an der Richtigkeit der Neutralität aus. Das Gepolter der französischen und mehr noch der englischen Zeitungen, daß Preußen damit auf den Rang einer Großmacht verzichte, war zwar kindisch; denn welche Großmacht würde sich anders als nach den eignen Interessen entschließen, aber allerdings begreiflich genug, da man gar zu gern die Hauptlast des Krieges auf Preußens Schultern abgeladen hätte. Wäre man nur in Berlin dem weiteren, von Bismarck unaufhörlich wiederholten Räte gefolgt, trotz alles Schmähens und Drohens die Neutralität in ruhigem Mute und stolzer Gelassenheit aufrecht zu erhalten. Dort aber ließ das Bild des »Tigersprunges von Westen her« den Gemütern keine Ruhe, und General von Gerlach drängte, da man bei England keine Stütze gefunden, sich jetzt, um nicht völlig vereinzelt der Gefahr gegenüberzustehen, an Österreich zu wenden.“ Dies geschah durch einen Brief des Königs an den Kaiser Franz Josef, der die Sendung des Feldzeugmeisters von Heß zur Folge hatte. Doch darüber sowie über den weiteren Verlauf der Sache wolle man wieder Sybel selbst nachlesen.

Das siebente Buch, das die ersten Regierungsjahre Wilhelms des Ersten mit ihren deutschen und preußischen Fragen und Konflikten behandelt und daneben den italienischen Krieg von 1859 mit seiner Einwirkung auf Deutschland schildert, beansprucht zunächst durch die Charakteristik des Prinzregenten, mit der sie beginnt, und die wenig zu wünschen übrig läßt, besondere Beachtung. Interessant und größtenteils neu ist dann, was über den kurhessischen Streit und die Stellung Preußens und des Bundestages zu ihm gesagt wird; auch die Darstellung der Versuche Napoleons, sich Preußen zu nähern, und die Mitteilungen über die Fürstenversammlung in Baden, die Konferenz der großdeutschen Fürsten und das Gespräch des Königs von Baiern mit dem Prinzregenten, sowie über die Zusammenkunft des letztern mit dem Kaiser Franz Josef sind hervorzuheben. Namentlich aber fesselt die lichtvolle Entwicklung der ersten Phasen des Streites über die preußische Heeresreform, die im vierten Kapitel enthalten ist und im ersten Abschnitte des achten neben Rückblicken auf den Fortgang des hessischen Verfassungskreites und auf die Geschichte des Zollvertrags mit Frankreich fortgesetzt wird. Vortrefflich ist hier dargestellt, wie Bismarck, der neue Ministerpräsident, dem Abgeordnetenhaus gegenüber die Frage aufwarf, die sich unter ihm zum Verfassungskonflikte gestaltete. Sybel giebt zunächst diese Auffassung in einigen Sätzen wieder und spricht dann sein Urteil darüber aus. Bismarck sah die Sache folgendermaßen an: „In England hat allerdings infolge einer langen historischen Entwicklung allein das Unterhaus die Entscheidung, ob irgend eine Einnahme oder Ausgabe stattfinden darf, und daraus hat sich die weitverbreitete Doktrin gebildet, dieses Budgetrecht des Unterhauses sei ein notwendiger

Bestandteil des konstitutionellen Staatsrechtes. Wir leben jedoch nicht in England und haben nicht nach allgemeinen Theorien, sondern nach bestimmten preußischen Gesetzen zu verfahren. Nach unsrer Verfassungsurkunde werden sämtliche Einnahmen und Ausgaben auf den Etat gebracht, der alljährlich durch ein Etatsgesetz festgestellt wird. Wie jedes andre Gesetz, kommt auch dieses durch übereinstimmende Genehmigung der Krone und der beiden Häuser des Landtages zustande. Vor erfolgter Zustimmung dieser drei Faktoren hat der Beschluß eines Hauses nur den Wert einer Meinungsäußerung, aber keine bindende Kraft. Obgleich das Herrenhaus auf die Formirung des Etats weniger Einfluß hat als die beiden andern Faktoren, ist doch sein schließliches Votum über den Gesamtetat von gleichem Gewicht wie das des Abgeordnetenhauses. Denn nach ausdrücklicher Vorschrift der Verfassung haben die Mitglieder beider Häuser gleichmäßig den Charakter von Vertretern des ganzen Volkes. Kommt nun das Etatsgesetz nicht rechtzeitig zustande, so läßt sich nach strengem Rechte nicht annehmen, daß das vorjährige Gesetz fortgelte. Es kann überhaupt im neuen Jahre gar keine Einnahme noch Ausgabe stattfinden, gleichviel ob die einzelnen Posten vom Abgeordnetenhause angenommen oder abgelehnt worden sind. Da aber der Staat ohne Ausgaben keinen Tag leben kann, während er doch fortleben soll, so muß jemand die erforderlichen Ausgaben leisten, und das kann nur die Regierung sein, ganz abgesehen von der Verfassung, die ihr für einen dringenden Notstand ein provisorisches Verwaltungsrecht beilegt. Ohne Zweifel sind alle Teile, also auch die Regierung verpflichtet, das Mögliche zu rascher Beendigung des Notstandes, zu baldigster Erlangung eines durch die drei Faktoren festgestellten Etatsgesetzes zu thun. Die Regierung wird also für diesen Zweck während der budgetlosen Zwischenzeit die früheren Beschlüsse des einen wie des andern Hauses möglichst beachten, jedoch ohne ihnen eine bindende Kraft, die noch nicht vorhanden ist, oder einen stärkern Anspruch auf Berücksichtigung als den Bedürfnissen der Landeswohlfahrt zuzuerkennen.“ Das Urteil Sybel hierüber lautet: „Vergleicht man diese Sätze mit den betreffenden Vorschriften der Verfassung, so wird man nicht behaupten können, daß hier eine Umdeutung der letztern, nach der Art des Herrn von Westphalen unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, stattfinde. Es ist im Gegenteile der positive Wortlaut des Gesetzes, der dem entgegengehalten wird, was wir andern damals den Geist des Gesetzes nannten. [Eine lobenswerte Erinnerung an frühere Verirrung und Verblendung, die uns der Verpflichtung überhebt, auf sie zurückzuweisen, und ein Bekenntnis, das vielen von der damaligen Partei Sybels unmöglich erscheinen würde, weil sie es für Pflicht und Ehre des Politikers halten, in der Doktrin, der er sich einmal zugewandt hat, „unentwegt,“ d. h. besangen, halsstarrig zu verharren und niemals, sei es durch innere Überlegung und Prüfung oder durch Erfahrung von außen her eines Bessern belehrt, ehrlich anzuerkennen, daß

er irren konnte und geirrt hat.] Allerdings leuchtet ein, daß bei einem solchen System die Macht des Unterhauses über den Staatshaushalt und damit über die Staatsregierung sehr viel beschränkter als in England ist. Eine böswillige Regierung kann damit das Budgetrecht des Unterhauses zum leeren Schein machen. Dieser Satz ist ebenso wahr, wie der entgegengesetzte, daß das englische Unterhaus Krone und Oberhaus jedem seiner Befehle zu unterwerfen vermag. Die Bürgschaft gegen solche Extreme liegt in der wachsenden Einsicht aller Teile, daß für einen jeden verständiges Zusammenwirken heilsamer ist als herrschsüchtiger Eigenwille. Es war Preußens und Deutschlands Glück, daß diese Einsicht nicht in den heißesten Augenblicken des Konflikts und nicht im Vollgenusse der glänzendsten Siege aus dem Geiste des Königs und seines großen Ministers verschwand. Beide waren unerschütterlich in dem Entschlusse, sowohl die Heeresreform als die Verfassung aufrecht zu erhalten.“

Sehr lehrreich ist auch das nächste Kapitel des achten und letzten Buches, worin wir ein Bild der politischen Wirren, die dem polnischen Aufstande von 1863 vorausgingen, erhalten, und das im folgenden Abschnitte fortgesetzt wird. Eingehend werden Napoleons Sympathien für die Polen, das Wohlwollen des Zaren für sie, die polnischen Zustände und Parteien, Wielopolski im Gegensatze gegen die Radikalen, die Pläne des Großfürsten Konstantin und das Nationalkomitee geschildert. Dann folgen Mitteilungen über die Sendung Alvenslebens nach Petersburg und den vielbesprochenen preussisch-russischen Vertrag, woran sich Rückblicke auf den damaligen Plan Frankreichs, Preußen anzugreifen, auf Gortschakoffs Umtriebe gegen Preußen, auf den höchst unverständigen Sturm des preussischen Abgeordnetenhauses gegen Bismarcks Verfahren in der polnischen Angelegenheit und auf die Noten der Westmächte und Oesterreichs in dieser Sache schließen. Das letzte Kapitel endlich ist vorzüglich dem Frankfurter Fürstentage gewidmet, über den es jedoch nichts Neues bringt, es müßte denn folgender Zug sein. Es war nach dem Versuche des Königs von Sachsen, König Wilhelm zum Erscheinen in Frankfurt zu überreden, Bismarck hatte seinem Herrn mit schwerer Mühe einen ablehnenden Brief abgerungen und diesen den abreisenden Sachsen übergeben. „In Bismarcks Herzen — erzählt Sybel weiter — kochte der Zorn über die lange Schonung; als hinter den Sachsen sich die Thüre geschlossen, zerschlug er einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern. Ich mußte etwas zerstören, sagte er, jetzt habe ich wieder Atem.“ Das ist äußerst unwahrscheinlich, fast unglaublich. Viel wahrscheinlicher ist eine andre Erzählung des Vorfalles, wonach er in seiner erwähnten Aufregung beim Verlassen des Zimmers draußen die Klinke der Thür abriß und auf die Frage des Adjutanten, ob er unwohl sei, erwiderte, jetzt sei ihm wieder wohl. So erzählte er wenigstens selbst, und zwar wenige Jahre nach dem Vorfalle, wo die Erinnerung daran noch frisch und deutlich war.*)

*) Vgl. Busch, Graf Bismarck und seine Leute. 7. Auflage. S. 124.